Un-sichtbar

Claudia Welz

Wovon ist die Rede, wenn vom Unsichtbaren gesprochen wird? Unsichtbares bildet einen Kontrast zum Sichtbaren, soviel verrät das Wort. Wie aber ist das Sichtbare zu bestimmen? Ist das Sichtbare lediglich das, was «vor Augen liegt»? Selbst wenn dies der Fall sein sollte, fragt es sich sofort, ob es nur unsere Augen sind, die «sehen» können. Antoine de Saint-Exupéry's kleiner Prinz zieht dies in Zweifel: Man sieht nur mit dem Herzen gut, meint er, denn das Wesentliche sei für die Augen unsichtbar. Wird zugestanden, dass wir über Seh-«Organe» verfügen, deren Optik eine andere ist als die der sehenden Augen, befinden wir uns bereits in metaphorischen Räumen, in denen «sehen» in eins fällt mit «fühlen» und «erkennen». Sichtbar ist dort nicht nur das, was vor Augen, sondern auch das, was uns am Herzen liegt. Das Sichtbare ist das Erfahrbare im weitesten Sinne, des Näheren das Bedeutungsvolle. Zwar sehen unsere Augen auch das, was keine Bedeutung zu haben scheint, doch neigen wir dazu, das für uns Bedeutungslose stracks zu übersehen. Das übersehene Sichtbare wird dann unsichtbar, bleibt unbeachtet, unbetrachtet.

1. Die Subjektivität des Sehens

Was für uns sichtbar ist oder unsichtbar wird, was unsichtbar ist oder sichtbar wird, hängt daher nicht nur ab von dem, was vor unseren Augen liegt, steht, geht und vorgeht, denn es mag wohl da sein und dennoch unserem Blick entgehen. Manchmal sehen wir und sehen doch nicht, sind offenen Auges erblindet. Andererseits sehen wir mitunter mehr als das, was unsere Augen sehen, sind sehend mit allen Sinnen und mit ganzer Seele. Die Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit innerer und äusserer Welten hängt auch und vor allem von unserer eigenen Weise des Sehens oder Übersehens, unserem Beachten oder Missachten dessen ab, was da zu sehen ist. Sichtbarkeit oder Unsichtbarkeit ist folglich nicht zuvörderst eine Eigenschaft oder ein Zustand bestimmter Objekte, sondern das Geschehen ihrer (Un)Sichtbarwerdung. Der Verlauf dieses Geschehens wird unweigerlich von dem, der es betrachtet, mitbestimmt. Nichts ist sichtbar oder unsichtbar in sich selbst, sondern für jemanden, und zwar relativ zu seiner Sichtweise und seinem Blickwinkel. Seine Aufmerksamkeit

oder Unaufmerksamkeit, Position und Perspektive sind entscheidend dafür, was überhaupt für ihn sichtbar wird und dafür, wie es ihm erscheint. Sehereignisse sind subjektiv.

Ist es, so gesehen, korrekt zu sagen, dass das Wesentliche für die Augen unsichtbar ist? Das Sprichwort deutet auf ein Sichtbares «hinter» dem physisch Sichtbaren: auf etwas, das nur gesehen werden kann, wenn wir mit geschlossenen Augen «sehen». Was wir mit geschlossenen Augen sehen, ist nicht das äussere Erscheinungsbild der Dinge oder eines Menschen, sondern das, was wir in diesem Menschen sehen und wie wir selbst uns jene Dinge vorstellen. Wir sehen zum Beispiel die Güte und Begabung eines Menschen oder den Sinn und Nutzen einer Sache. Doch stellt sich sofort die Frage, ob wir in der Lage wären, all dies allein mit unserem «inneren Auge» zu «sehen», wenn wir jenem Menschen nie von Angesicht zu Angesicht begegnet wären und jene Sache nie in Augenschein genommen hätten. Manchen ist die Güte gleichsam ins Gesicht geschrieben, anderen die Bitterkeit. Eine Sache erweist sich als sinnvoll oder nutzlos genau dort, wo sie von jemandem erlebt und «gesichtet» wird. Sie kann allerdings durchaus ambivalent erlebt werden, und die Gesichtszüge eines Menschen sind so oder anders zu deuten und werden immer vieldeutig bleiben. Wir sehen – und versehen uns.

2. Das unansehnliche Wesen des Offensichtlichen

Wie überhaupt ist unter solchen Umständen das Wesentliche zu sehen? Im Unterschied zum Plural sinnlicher Erscheinungen steht «das» Wesentliche im Singular. Bedeutet dies, dass es eins ist für alle? Sehen alle dasselbe, wenn sie mit dem Herzen sehen, egal wo sie stehen? Wenn wir wirklich mit dem Herzen besser, eindeutiger und klarer sehen könnten als mit unseren Augen, dann wäre zu erwarten, dass das Wesentliche allen klar und deutlich «vor Herzen» läge. Dann wäre unstrittig, was wesentlich und was unwesentlich ist, denn das Wesentliche wäre offensichtlich. Doch das Gegenteil ist der Fall. Was für den einen wesentlich ist, mag einem anderen völlig belanglos erscheinen; was in den Augen des einen das Wesen der Sache und der Nerv des Geschehens ist, geht einem anderen höchstens auf die Nerven. Es ist nicht offensichtlich, was wesentlich ist, genauso wenig wie das vermeintlich Offensichtliche für alle gleichermassen offensichtlich ist. Da das Wesen des Wesentlichen wie des Offensichtlichen unansehnlich ist und weder vor Augen noch auf der Hand, sondern allenfalls am Herzen liegt, bleibt es Ansichtssache, was als wesentlich

zu gelten hat. Das Unansehnliche gewinnt sein Ansehen nur durch sein Ersichtlichwerden für jemanden. Ersichtlich wird es jedoch von vielen Seiten, und ob es den einen, einzig richtigen Standpunkt gibt bzw. wo dieser zu lokalisieren wäre, bleibt ebenso fraglich wie die Bestimmung jenes Wesentlichen, das für die Augen unsichtbar ist und nichtsdestotrotz auf gewisse Weise für seinen Betrachter in Sicht kommt und innerlich vor ihm steht – ungeachtet dessen, ob und inwieweit es mit dem, was er ausser sich sieht, koinzidiert oder nicht.

3. Das Wahre im Schein

Das Wesen eines Menschen oder einer Sache zeigt sich durch das, was wir sehen oder verbirgt sich unseren Sehversuchen zum Trotz. Können wir jemals wissen, ob wir wirklich das Wesentliche sehen oder etwas Unwesentliches für das Wesentliche halten? Wenn der Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem ohne Weiteres sichtbar wäre, wäre auch das Wesentliche manifest und evident, sei es für die Augen oder Herzen. Wenn dies jedoch nicht der Fall ist, wenn wir in unserer Wahrnehmung getäuscht werden und uns von verkehrten Intuitionen leiten lassen können, können wir nicht sicher sein, ob es wesentlich oder unwesentlich ist, was sichtbar wird. Dann kann uns der Schein trügen, und dann kann uns die ureigenste Erfahrung in die Irre führen. Dann sieht auch das Herz zuweilen schlecht, ohne dass wir hinter die Phänomene zurück zur Sache gehen könnten. Das, was als Wesen der Sache erscheint, kann dennoch an ihr vorbeigehen. Solange wir eines Kriteriums zur Unterscheidung zwischen wesentlicher und unwesentlicher Wirklichkeit bzw. zwischen wahren Wesen und trügerischer Erscheinung entbehren, können wir nur mittels der Phänomene zu den Sachen selbst gelangen.

Wie können wir dann herausfinden, ob die Phänomenalität jener Sachen ihrer Wahrheit entspricht? Letztere muss sich erst bewähren. Sie ist Wahrheit im Werden, und ihr Werdegang führt uns durch unsere Irrtümer hindurch. Woran aber kann sich die werdende Wahrheit bewähren, wenn nicht wiederum an den Phänomenen? Um als Wahrheit oder als Irrtum identifiziert werden zu können, müssen sich beide phänomenalisieren und in ihrer Gegebenheitsweise voneinander abheben können. Das, was erscheint, wird somit zum Testfall dessen, was nicht selbst erscheint. Ein erscheinungsloses Wesen wäre wie ein Gedanke ohne Inhalt: es wäre leer, und eine wesenslose Erscheinung wäre wie eine Anschauung ohne Begriff:

sie wäre blind.¹ Demnach ist das unsichtbare Wesentliche nirgendwo anders als mitten im Sichtbaren zu suchen.

4. Das Unsichtbare im Sichtbaren

Wie muss das Unsichtbare beschaffen sein, damit es als solches sichtbar werden kann und sich nicht selbst ins Sichtbare verwandelt und dadurch in ihm untergeht? Um als Unsichtbares sichtbar werden zu können, muss es im Sichtbaren erscheinen und sich dort zugleich entziehen. Seine Erscheinung kann entweder als Paradox oder als Prozess verstanden werden. Ersteres impliziert, dass das Unsichtbare sichtbar wird in genau derselben Hinsicht wie es unsichtbar bleibt. Nehmen wir ein Beispiel zu Hilfe. «Niemand hat Gott je gesehen», heisst es in Joh 1,18. Gott gilt als der Unsichtbare par excellence. Deshalb, so die Schlussfolgerung des Evangeliums, musste Gott selbst sich in Jesus Christus sichtbar machen, damit seine Herrlichkeit gesehen werden konnte. «Sehen» bedeutet hier zunächst ganz wörtlich das Sehen mit den Augen. Der menschengewordene Gott konnte wahrgenommen werden wie andere Menschen auch. Gleichwohl war und ist es nicht offensichtlich, dass Gott sich in diesem Menschen, seinem Leben, Sterben und Auferstehen zu sehen gab und dass Gottes Herrlichkeit sich in die Niedrigkeit des Todes am Kreuz hineinbegab. Thomas glaubte es erst, nachdem er den Auferstandenen gesehen und seine Wunden berührt hatte – und bekam zu hören: «Selig sind, die nicht sehen und doch glauben!» (Joh 20,29) Worauf kann sich der Glaube derer stützen, die Gottes Wirken in jenem Menschen nicht mit eigenen Augen sehen können? Das Johannesevangelium verweist auf das Wort der ersten Zeugen und den Geist, der es den Späteren vermittelt. Wenn uns der unsichtbare Gott sichtbar vor Augen steht, sehen wir ihn anders als die Augenzeugen damals. Wir können den, der unsere Vorstellungskraft übersteigt, nur in Bildern sehen, die wir uns vorstellen, und durch Worte, die andere uns sagen, wobei ohne hermeneutische Hilfe, komme sie von Gott oder Menschen, nicht allzu viel verstehbar wird.

Folglich ist Gott nicht in derselben Hinsicht sichtbar wie er gleichwohl unsichtbar bleibt. Denn seine Sichtbarwerdung involviert menschliches Sehen und Deuten des Sichtbaren, während seine Unsichtbarkeit genau auf das verweist, was wir weder sehen noch deuten können. Doch können wir nirgendwo anders als in

¹ Vgl. I. Kant, KrV A 52/B 76 (Einleitung zur transzendentalen Logik I.) mit Edmund Husserls Eideetik.

unseren Seh- und Deuteversuchen dessen gewahr werden, was in sie eingeht, ohne in ihnen auf- und unterzugehen. Im Prozess seiner Sichtbarwerdung geschieht es, dass das Unsichtbare in seinem Kontrast zum Sichtbaren erscheint. Erscheint Gott, erscheint er nicht in der Weise, dass wir auf etwas Sichtbares deuten und sagen könnten: «Das ist der unsichtbare Gott!» Was sichtbar wird, ist allenfalls sein Erscheinen in der Welt, nicht sein Identischwerden mit der Welt. Gottes Kommen zur Welt ist nicht sein Werden zur Welt. Sein Für-uns-Gegebensein ist zwar an unsere Erfahrung mit ihm gebunden, doch bleibt es ungewiss, ob der in unserer fehlbaren Erfahrung gegebene Gott mit Gott selbst übereinstimmt. Gleichwohl verweist das von ihm Sichtbare auf das Unsichtbare, das im Sichtbaren über es hinausgeht. Gottes Erscheinen ist paradox weniger in dem zugespitzten Sinne, dass in ihm das Unsichtbare auf selbstwidersprüchliche Weise zugleich sichtbar wäre, als vielmehr in dem schwächeren Sinne, dass das sichtbar werdende Unsichtbare im Prozess seiner Sichtbarwerdung zugleich auch wieder unsichtbar wird. Der erscheinende Gott offenbart sich und verbirgt sich in dem, was erscheint.

5. Das Unsichtbare selbst und das unsichtbare Selbst

Sobald wir das Unsichtbare sehen, sehen wir es im Rahmen des Sichtbaren – als das, was diesen Rahmen sprengt. In Absehung von seinem kontrastiven Bezug zum Sichtbaren bleibt das Unsichtbare, wie es ist: unsichtbar. Ist es da für uns und wird sichtbar als das Unsichtbare, ist sein Dasein prekär: entweder es partizipiert am Sichtbaren oder es wird zunichte. Woran liegt das? Müsste es nicht umgekehrt sein, zumindest dann, wenn wir von Gott als dem Unsichtbaren reden? Müsste dann nicht eher die Rede davon sein, dass die sichtbare Welt ihr Dasein dem Unsichtbaren verdankt und nur da ist, sofern sie an ihm Anteil hat? Wird so von Gott geredet, wird der Unsichtbare sichtbar als der, der das Sichtbare und Unsichtbare umfasst und erhält. Seine Unsichtbarkeit wird dann bestimmbar nicht als Grenze, sondern Horizont des Sichtbaren. Als Horizont aller Horizonte bleibt seine Unsichtbarkeit ungreifbar und kann nicht näher bestimmt werden, kann aber als das Ungreifbare und Unbestimmbare begriffen werden. Das begriffene Unsichtbare erscheint relativ zu denen, die es begreifen und ist deshalb nicht mehr absolut unsichtbar. Wie aber ist das absolut Unsichtbare, das

Unsichtbare selbst zu denken? Wenn es sich jeglicher Erfahrung entzieht, entzieht es sich auch dem Denken und muss so unsichtbar bleiben wie es undenkbar bleibt.

Wollen wir überhaupt vom Unsichtbaren sprechen, müssen wir uns an das relativ Unsichtbare halten. Das Unsichtbare kann nur so in Sicht kommen, dass es sich abhebt von allen anderen Gegenständen unserer Erfahrungen – etwa dadurch, dass es unsere Sichtweise auf sie verändert. Wird unser Sehen verändert, werden wir selbst verändert. Wer nicht sieht, dass im Sehen und ihm zum Trotz Unsichtbares bleibt, sieht nicht, dass seine eigene Sicht begrenzt ist. Der «blinde Fleck» ist nicht nur ein Punkt auf der Netzhaut, sondern das Sehen des Sehenden selbst. Ein Spiegel genügt nicht, um sich sehen zu sehen, es sei denn, er könnte auch spiegeln, wie jemand sich sieht, erlebt und versteht. Das Spieglein an der Wand hängt fest und zeigt allenfalls den rastlosen, fragenden Blick in die eigenen Augen oder eine selbstzufriedene Miene, nicht jedoch den Grund der Selbstzufriedenheit oder Selbstinfragestellung. Die Identität des Sehenden drückt sich zwar aus in seinem Gesicht, doch dem, der sie hinterfragt, hilft sein Gesichtsausdruck nicht weiter, denn die entscheidende Frage ist nicht, wie der Spiegel das Sichtbare spiegelt, sondern wie der Sehende selbst sich darin sieht und wie sich in seinem für andere mehr oder weniger sichtbaren Sehen und Sagen, Denken und Fühlen sein unsichtbares, zu sich selbst erst werdendes Selbst zum Ausdruck bringt. Ein Spiegel macht das Wirkliche sichtbar, doch über das Mögliche hat er keine Gewalt.

6. Innen wie aussen, aussen wie innen?

An den noch unverwirklichten Möglichkeiten seiner selbst, die ein Mensch sieht oder nicht sieht, entscheidet sich, wo die Grenzen seiner Sicht verlaufen. Deren Entgrenzung käme einer Horizonterweiterung gleich, die von keinem allein geleistet werden kann. Die Problematik so genannter Horizonterweiterungen wird von Hans Blumenberg unter der Überschrift «Innen wie außen, außen wie innen» mit Verweis auf Platons Höhlengleichnis behandelt. Kann ein immerwährender Höhlenbewohner begreifen, was eine Höhle ist und dass er in einer lebt? Nur wenn dies der Fall wäre, könnte er zur Frage kommen, ob es andere Höhlen als diejenige gebe, in der er selbst lebt.

«Über Troglodyten spricht immer einer, der es nicht ist.
Die Höhle ist in gewissem Sinn von innen wie von außen unsichtbar. Diesseits von Platos Endgültigkeit der Ideen, die seinem «ontologischen Komparativ» ein Ende setzt, wird die Differenz von Außen und Innen unentscheidbar: Wer sich im Außen dünkt, muß an ein anderes Innen denken, das ihm so wenig wahrnehmbar und beschreibbar sein könnte wie jenen Gefesselten ihre Höhle, von der sie «vor lauter Schatten» nichts wußten. Wer die Höhle beschreibt, tut das mit Kategorien, die er in ihr nicht gewonnen haben kann»².

Während der erste Satz des Zitats noch einen Unterschied zwischen Innen- und Aussensicht zu implizieren scheint, spricht Blumenberg später von seiner Unentscheidbarkeit. Aber wissen wir wirklich nicht, ob wir innen oder aussen stehen? Nehmen wir einmal an, die Höhle wäre der Leib einer Person, der das Sehen ihrer selbst zugleich ermöglicht und begrenzt. Die Höhle wäre nur dann von beiden Seiten gleichermassen unsichtbar, wenn auch die Differenz zwischen Erster- und Dritter-Person-Perspektive verschwunden wäre. Dass der Troglodyt selbst seine Höhle nicht sehen kann, leuchtet ein und ebenso, dass er vom Höhleninneren des Bewohners einer anderen Höhle nichts wissen kann, solange jener nicht davon spricht. Doch darf ich daraus, dass Innen und Aussen für mich selbst verwoben sind, sofern mein leibgebundenes bewusstes Dasein sich immer zugleich «innen» und «draussen» abspielt, auch schliessen, dass die Differenz von Aussen und Innen überhaupt ununterscheidbar wird? Was ich selbst «von innen» nicht sehen kann, sieht möglicherweise ein anderer «von aussen» und auf Abstand besser als ich. Je näher ich mir bin, desto undurchsichtiger wird mir mein Innenleben – umso mehr, wenn die Zauberalaterne der eigenen Imagination die Höhle bemalt und zum Panorama gestaltet, den Schatten Farben verleiht und so die Illusion einer rundum offenen Aussensicht verschafft. Die grösste Selbsttäuschung ist die Illusion der Grenzenlosigkeit. Wird man jedoch der eigenen Grenzen bewusst, ist innen nicht wie aussen und aussen nicht wie innen. Dementsprechend bemerkt Blumenberg ganz richtig, dass die Kategorien zur Beschreibung der Höhle nicht in ihr gewonnen werden können. Was von innen her unsichtbar bleibt, kann von aussen her durchaus sichtbar werden, und deshalb bleibt die Perspektivendifferenz auch im Blick auf das Unsichtbare von Belang. Bezeichnend dafür sind die folgenden, von Blumenberg selbst ins Buch gebrachten Worte:

² H. Blumenberg, Höhlenausgänge, Frankfurt am Main ²1996, 668.

«Wenn jemand innerhalb eines Kreises steht, so liegt dessen konvexe Seite für ihn ganz verborgen unter der konkaven Decke; wenn er außerhalb steht, umgekehrt die konkave Seite unter der konvexen Decke»³.

Im Zitat werden die beiden Seiten auf die geistige und leibliche Seite des Menschen hin gedeutet, die sich angeblich vergleichsweise auch als innere und äussere Seite fassen lassen. Bedenkt man, dass der Leib die Schwelle sowohl zur Innen- wie zur Aussenwelt bildet und dass der Geist zwar dem Leib zugehört, sich aber dennoch auf etwas richten kann, was ausser ihm ist, klingt diese Deutung nicht besonders plausibel. Das Bild der Differenz zwischen der Kreisinnen- und Kreisaussenseite, die beide jeweils füreinander verborgen bleiben, lässt sich jedoch mit Gewinn auf die Differenz zwischen der Selbstsicht «von innen» und einer Fremdsicht «von aussen» übertragen. Der Kreis bildet eine höhlenartige Sichtbegrenzung, und in diesem Kontext kann mit Recht gesagt werden, dass die «Höhle» von beiden Seiten unsichtbar ist – unter der Voraussetzung, dass nur ein einziger Betrachter da ist, der sich entweder introspektiv nach innen oder extrovertiert nach aussen wenden kann, was aber beides auf dasselbe hinausläuft. Steht er innen und blickt in sich hinein, sieht er die Höhle nicht von aussen; steht er aussen und blickt sich um, sieht er sie nicht von innen. Das Resultat seiner Sehbemühungen besteht darin, dass dem einsamen Kreisgänger innen wie aussen, aussen wie innen verborgen bleibt, dass er um sich kreist, ohne dass das Ein- oder Ausgekreiste jemals für ihn sichtbar würde.

7. Über das Unsichtbare im Bilde

So entgeht sich der Seher selbst in seinem Sehen, auch und gerade wenn seine Kreise nicht gestört werden. Wie bekommt er sich endlich zu sehen, sich in seinen Grenzen? Seine sichtbaren Grenzen liegen innerhalb des Horizontes, seine unsichtbaren Grenzen machen ihn aus. Wo er auch hinschaut, was immer er sieht verliert sich in der Weite – oder, noch brisanter, in der Nähe:

«Kommt man dem Spiegel zu nah, trübt er sich»⁴

Gefangen im eigenen Gesichtskreis, sich selbst der Nächste bleibt der Seher sich dennoch unnahbar und unsichtbar. Zwar spiegelt es

³ Blumenberg, Höhlenausgänge, s. Anm. 2, 700 (Eingangszitat von G.Th. Fechner).

⁴ E. Benyoetz, Die Eselin Bileams und Kohelets Hund, München 2007, 44.

sich in seinen Worten und Taten, wie er sich sieht, doch das Bild, das diese auf ihn werfen, sieht er nie neutral. Er sieht das Bild seiner selbst je schon durch seine Bildung und Einbildung hindurch, in Spiegeln und Zerrspiegeln. Er sieht sich zu gut und genau darum zu schlecht – gut in dem Sinne, dass er ein Bild von sich hat, schlecht in dem Sinne, dass es nur ein Bild ist, das er von sich macht. Er trägt es mit sich herum und präsentiert es gewollt und ungewollt. So bleibt er über sich im Bilde, meist im besten Bilde seiner Wünsche, manchmal im dunklen Bilde seiner Sorgen, genarrt durch die eigenen Erinnerungen und Erwartungen. Werden die Bilder vom wahren, vom wahrhaft menschlichen Menschen vielleicht gerade deshalb hochgehalten, weil von ihm jenseits seiner eigenen Wachträume nichts, nicht sehr viel oder bestenfalls noch nicht alles zu sehen ist?

«Man macht aus sich, was man kann, klug aus sich wird niemand»⁵

Wie aber können wir unsere Trugbilder als solche erkennen und korrigieren? Könnte hier nicht ein Aussenstehender helfen, der uns einen prüfenden Blick entgegen zu werfen vermag? Doch bleibt es nicht beim Blick. Sind wir im Blick, sind wir im Gespräch.

«Je weniger wir von uns wissen, desto mehr geben wir zu verstehen»⁶

Was immer wir zu verstehen geben, ist eine diskutable Gabe. Es gibt Dinge, die wir selbst nicht über uns wissen. Und es gibt Dinge, von denen wir nichts wissen wollen und die keiner in uns sehen soll, und sieht er sie doch, versuchen wir dagegen zu sprechen, sei es redend oder schweigend. Was aber ist es, was gesehen wird? Ist es nur das Gesicht «nach aussen hin», das wir wahren oder verlieren können?

«Das Ansehen eines Menschen – seine Maske»⁷

Mit dem dargebotenen Gesicht, das wohlwollend oder herablassend gesehen, angelächelt oder ausgelacht, gestreichelt oder bespuckt wird, mit ihm steht das Ansehen des ganzen Menschen auf dem Spiel. Mehr noch als das eigene Sehen bleibt dem Menschen sein Ansehen entzogen, hängt es doch auf Gedeih und Verderb davon ab, wie andere ihn sehen und wie sie's nehmen, was er zu verstehen gibt.

⁵ Ebd., 141.

⁶ Ebd., 144.

⁷ E. Benyoetz, Vielleicht-Vielschwer. Aphorismen, München/Wien 1981, 51.

Sehen sie sein wahres Gesicht oder nur eine Maske? Der Aphorismus unterläuft diese Alternative, indem er vorschlägt, das Ansehen, d.h. das Angesehenwerden selbst, als eine Maske zu verstehen – eine Maske, die weder nur vom einen noch nur von den anderen geschaffen werden kann. Wie auch immer ein Mensch sich sieht und wie auch immer er gesehen wird, zu sehen ist nur das, was so oder anders erscheint: sein Bild. Auch beim Bilden eines Menschenbildes bleiben wir in unseren Bildern und Gegenbildern befangen.

8. Der gesprengte Rahmen – über die Gegenwart hinaus

Unsichtbar bleibt das, was wir nicht in den Blick bekommen, selbst wenn wir unsere eigenen Standpunkte verlassen und andere Sichtweisen einüben würden. Das Kinderspiel «Ich sehe was, was du nicht siehst» basiert auf perspektivischen und kinästhetischen Differenzen dieser Art. In ihrer gemeinsamen Erschliessung der sichtbaren Welt stossen die Spieler jedoch an Grenzen, die nicht mehr spielend leicht zu überwinden sind. Wohlgemerkt sind die Grenzen, an die sie stossen, nicht die Grenzen zwischen ihnen, denn dort kann es zu Konversationen über diese Grenzen kommen, und geschieht dies, so führen die Grenzgänge über die Grenzen hinweg. Die Grenze zwischen mir und dir, zwischen innen und aussen wird dabei durchsichtig – durch Blicke und Berührungen, in denen wir so in uns sind, dass wir zugleich ausser uns sind. Durch Begegnungen in jener Nähe, in der wir einander zu Nächsten werden.

Doch mitten im Sichtbaren bleibt unsichtbar und unvorhersehbar, wie sich das, was wir sehen, verändern wird, sei es auf lange Sicht oder in einem einzigen Augenblick, sei es vor unseren Augen oder unbesehen. Im Anblick der Erde wie im Antlitz eines Menschen sehen wir das, was ist und können allenfalls mehr oder weniger hell-sichtige Prognosen anstellen über das, was sein wird. Wer wünscht sich nicht, dass einst der Schmerz des Missverständenseins beendet ist, dass entdeckt und hervorgeliebt wird, was in uns im Werden ist, bis wir einander wirklich als diejenigen sehen, die wir sein wollen und sein sollen? Dies erfordert ein Sehen des Gegenwärtigen und Künftigen, des Faktischen und Futurischen, ein Sehen im Indikativ und Potentialis zugleich, ein Sehen sogar dessen, was ein Mensch selbst nicht in sich zu sehen vermag. Was werden wir von einander zu sehen bekommen, wenn sich die Grenzen der Gegenwart geöffnet haben?

Womöglich werden wir nicht mehr über uns im Bilde bleiben. Das Bild, das wir von uns haben, ist vorläufig und verlustgezeichnet. Ein unabgeschlossenes Fragment, das über sich hinaus weist. Das Ganzsein und Heilsein, das wir suchen, sprengt den Rahmen dieses Bildes. Das unsichtbare Selbst ist ein gebürtiges, geboren zu einer Gegenwart, die auf einen Weg weist, auf dem es verwandelt wird, auf einen Weg, der heimführt, indem er in die Fremde führt. Auf diesem Weg gibt es keine *stabilitas loci* des Subjekts, denn seine Identität steht nicht fest und kann nicht in ihm selbst verortet werden. Sie entsteht nur im Bewegtwerden durch andere und auf das Andere hin, das uns aus unseren Bildern herausbewegt. Diese Bewegung ist jedoch keine ikonoklastische, da wir die Bilder brauchen, solange wir unser Ziel noch suchen. Die Bilder lassen es erahnen, indem sie es vorzeichnen oder kritisch verzeichnen, indem sie nicht nur das Ideal, sondern auch seine Verfehlung vor Augen malen. Sie zeigen z.B. den Menschen, der seinen Gott, zu dessen Bilde er geformt ist, übersieht, wenn er ihm nicht gleicht und der sich dabei selbst verliert – den sich suchenden Menschen, dessen Porträt noch nicht vollendet ist, weder als seine eigene, mehr oder weniger gelungene Kreation, noch als gottgeschaffene Kreatur.

«Wir sind's noch nicht, wir werden's aber. Es ist noch nicht getan und geschehen, es ist aber im Gang und Schwang. Es ist noch nicht das Ende, es ist aber der Weg, es glüht und glitzt noch nicht alles, es läutert sich aber alles»⁸.

So lange wir auf dem Wege sind, hin zu uns selbst und zu einander, so lange wandelt sich das Bild des Menschen, der da geht und der da wird, un-sichtbar in seinen (Ver)Wandlungen.

— Dr. Claudia Welz ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Center for Subjectivity Research Kopenhagen.

⁸ M. Luther, WA 7, 337, 33–35 (Grund und Ursach aller Artikel, 1521).